

Das Jahr... 2,50 Mk. durch die Post... 2,25 Mk. ...

Saale-Zeitung.

achtundvierzigster Jahrgang.

werden die 6 gepaltene ... 11 Uhr, in der ...

Nr. 434.

Halle, Mittwoch, den 16. September

1914.

Japans Kaufpreis.

Berlin, 16. September.

Die Meldung des deutschen Botschafters in Kopenhagen, über Verhandlungen zwischen England und Japan hinsichtlich japanischer Hilfe für den Aufstand in Indien, wird heute noch etwas ergänzt.

Die indischen Truppen Englands sind nach Ägypten gedrängt worden und wie schon bekannt, dort einer Epidemie ausgesetzt.

um Cholea handelt. Der „Lokalanzeiger“ schreibt zu dieser Meldung: Sollte der deutsche Vertreter in Dänemark eine Mitteilung dieses Inhalts haben ausgehen lassen, so möchten

wir annehmen, daß er sich dabei auf ihm einwandfrei gemordene Mitteilungen aus japanischen Quellen gestützt hat.

Von der Flotte.

Mit Genehmigung des Reichs-Marine-Amts veröffentlicht.

Von einem sehr geschätzten Marinefachmann wird uns geschrieben:

Während von unserem Heere fast jeder Tag aus Ost und West Flotte und hochinteressante Nachrichten bringt, verlaßt von der Flotte wenig.

Berfolgt man aber die vielfach auch aus feindlichen und uns abgeneigten Quellen flammenden Nachrichten von unserer Flotte ein einzelnes, so wird man doch eine zielbewußte Tätigkeit nicht verkennen können, und im übrigen zweifelt wohl auch niemand daran, daß die Flotte in gleicher Weise auf dem Wasser ist, wie das Heer, und daß die Fottenleitung ebenso genau weiß, was sie will, wie die obersten Befehlshaber der Armee, und daß sie in Geduld darauf wartet, bis ihre Stunde gekommen ist.

Daß dieses Verhalten außerordentlich hohe Anforderungen an die Offiziere und Mannschaften stellt, daß diese lieber heute als morgen mit aller Kraft draufgehen würden, das steht sicher fest, und es verdient die höchste Anerkennung, daß bis auf weiteres alles auf die Schonung und das Zusammenhalten der Kräfte bedacht ist, und daß auch die am weitesten hinausgeschickten Späher sich noch nirgends zu einem tollkühnen Suizidritzt verleiten lassen. Ehrig an Werte sind unsere Auslandskreuzer. Weder und wieder werden englische Berichte, daß da und dort englische Handelschiffe aufgegriffen seien, und ein gemaltes Geschrei erheben die Herren der Glut, daß Einfuhr und Ausfuhr zurückgingen, daß die Seenerklärung unerschrocken hohe Prozente erfordere, und daß die englischen Geschäftsleute schwerer unter der unzulänglichen Geschäftigkeit ihrer Kreuzer zu leiden hätten, die den deutschen leichtlich gefalle, nach gesehehem Ueberfall sich zu neuen Taten in Sicherheit zu bringen.

Schwerste Verlegenheit bereitet unseren Feinden die Minenfahr, die vielleicht nicht einmal so sehr auf deutsche Tätigkeit als auf eigene Unvorsichtigkeit zurückzuführen ist. Daß der gefährteste Kreuzer „Rathenber“ durch eine Mine gesunken, wird nicht eindeutig bestritten, den Verlust des Hilfskreuzers „Oceanic“ verurteilt man durch das Auslaufen auf eine Klippe zu erklären, aber von da und dort kommen unterdessen Volkshäfen von Schiffverulsten durch Minen und da und dort will man Wracks und sonst schwer beschädigte Schiffe gesehen haben, deren Gefahren auf die Explosion von Minen zurückgeführt werden.

Immer ungebüdiger wird unterdessen der „ordinary man of the street“, dessen gute Laune für die herrschenden Verhältnisse nicht, und immer dringender verlangt er von der britischen Flotte, daß sie endlich aus Wert geht und die wenigen deutschen Minenschniffe zu Panzen treibe. Wohl verbindet die englische Presse, Admiral Jellicoes Flotte sei in der Nordsee wie in einem Minnetee eingekesselt, wohl wird getadelt von einem Vorposten in die Helgoländer Bucht, bei der man vergeblich nach den deutschen Schiffen gesucht habe, die Wahrheit aber ist, daß die britische Flottenleitung sehr wohl sich dessen bewußt ist, was sie auf sich selbst, wenn sie sich auf den Entscheidungspunkt mit dem Scheinbar misfallenden Gegner einläßt, und daß an diesem Tage des britischen Reichs Seefeldsitzstunde mindestens ebenso nahe ist, wie die Vernichtung unserer mit jähem Zielbewußtsein aufgetauten Seemacht, und daß für England Jodel wohl vielleicht mehr auf dem Spiele steht und Verlorenes weniger leicht zu gewinnen ist, als für uns, wenngleich die Bröße unseres Einflusses damit selbstverständlich nicht irgendeine geringe Einschränkung werden soll.

Von Amerika verlaßt, daß man dort zu Vermittlungsvorschlägen erwidert sei, mit Recht aber werden derartige Gedanken aus Entschiedenheit zurückgewiesen. Aber, sehr wohl wird mir noch vom Ende entnommen, ungewiß ist noch der Ausgang und sicher nur das Eine, daß wir ausstehen müssen und durchhalten bis ans Ende. Ein Teil dieses Unbehagens ist die schwere Geduldprobe, die unsere Flotte sich auferlegen muß, sie ist um nichts leichter als das heftigste Bombardement unserer jungen Leuten von der Infanterie im Feuer der Maschinengewehre. Jedem Tag müssen wir dahem uns dessen inne werden, welche ungeheuren Opfer für uns gebracht werden, und immer wieder müssen wir uns daran erinnern, daß die Frucht des Sieges und einer allüber-

heftenden Zukunft nur zu erringen ist, wenn wir alle, auch das Letzte datanzugeben bereit und willens sind.

Patrouillenritt unter Wasser.

Ein Wüchener, der mit einem deutschen Unterseeboot die Fahrt nach ... mitgemacht hat, erzählt über seine Fahrt in den „Wüchener Neuesten Nachrichten“:

„Hundert Meter vom Feind weg haben wir Ziesharmonika gespielt. Und der Feind hat es nicht einmal gehört. Mandmal nicht einmal wir selbst, wenn unsere Motore gar zu großen Rabau machten. Andere Ohren hörten nicht, was die Ziesharmonika spielte. Aber wir sahen das Licht an den Bewegungen des Spielers, an seinen Wimpern, an seinen Fingern, wie sie über die Knöpfe glitten, an seinen Füßen, die den Takt schlugen, an dem Instrument selbst. Und wir haben das Spiel mitgebracht. Gebrüllt, was unsere Zungen noch Kraft hatten, und doch haben wir von unserem eigenen Sang nichts gehört. So lärmten die Maschinen im Unterseeboot!“

Was ist weiß von der Fahrt an die ... Rüste? Fast nichts! Wir wußten nur eines: fliegen oder sterben! Bequem ist's nicht in so einer Puffstube. Der Mannschaftsraum ist ganz gewiß kein Paradies, und was die Lunge zum Atmen bekommt, ist keine Verflucht. Petroleum! Petroleum und wieder Petroleum! Da schnappt man nach Luft, wenn das Ding in die Höhe taucht.

John Tage waren wir unterwegs. Wir wußten nicht, wohin es ging. „In den Tod oder zum Sieg. Mehr weiß ich jetzt selbst nicht“, sagte unser Kommandant. Und dann ging's mit den anderen Unterseebooten hinaus ins Meer. Anfangs zusammen. Dann trennten wir uns. Die ... haben wir nicht wieder gesehen, die ist vorm Feind geblieben. In der ganzen englischen Küste ging's entlang. Zeitweise unter Wasser. Sechs Stunden Arbeit und sechs Stunden Schlaf. Durch zehn Tage hindurch! Da gibt's kein Kommando. Man hört nichts als Lärm. Wie ein Tauchstimmer ist man. Man hört mit den Augen und redet mit Händen und Füßen. Wie es gerade kommt. So ein leichter Fußtritt, das heißt: „Du poß auf! Schau hin! Der Maat will dir was sagen.“ Es gibt höchlich viel Arbeit für die paar Mann. Besonders, wenn das Boot unter Wasser ist. Da muß jeder auf seinem Posten sein. So ging es Tage lang. Bald unten, bald oben. Das war die einzige Abwechslung. Und dann gab's auf einmal eine Senkation! Einer nach dem andern durfte auf eine Minute seinen Platz verlassen und einen kurzen Blick durch das Periskop tun. Es war der schönste Blick meines Lebens! Droben wie eine Herde freibühler Vämmer lag ein englisches Gelehrdewer. Unbesorgt, als gäbe es keine deutschen Seewölfe in Panzerkillebung.

Zwei Stunden lang waren wir da auf Vorposten unter Wasser. Einen großen Panzer zu uns herunter zu holen, das wäre uns sicher gelungen. Aber wir durften nicht; wir waren auf Patrouille. Unser Boot mußte weiter. Wie mag's unsern Kommandanten zumute gewesen sein! So nah am Feind und das Torpedo im Rohr lassen müssen. So mag's einem Jäger sein, der einen Tag vor Aufgang der Nebelbald auf seinem Berggang dreißig Schritte vor sich einen kapitalen Bock erlegt.

Der Wert Helgolands.

In einem Artikel in der Londoner „Academy“ weist der amerikanische Admiral von Langdon auf die Wichtigkeit Helgolands für den Fall einer Blockade unserer Nordseeküste hin und nennt Helgoland geradezu eine Gefahr für die Blockade, weil es eine günstige Torpedobasis darstellt. Bei dem Wert sei die Aufgabe, das Auslaufen deutscher Torpedoboote zu verhindern, schwer, aber ausführbar. Uebrigens hält Manchen eine Prophezeiung über das Ergebnis des Zusammenstoßes der Hauptmacht der beiden Flotten für unangebracht.

Der Wert indischer Truppen für den Krieg.

Zu der aus London flammenden Mitteilung, es seien 70 000 Mann indischer Truppen nach dem europäischen Kriegsausbruch abgegangen, schreibt ein mit den Verhältnissen Indiens wohlvertrauter Kaufmann:

„Ich bin über zehn Jahre in Indien gewesen, habe oft das ganze Land von Norden bis Süden bereist und mich das Militär dabei etwas angesehen. Da halte ich denn die Ausführung der Idee für ausgeschlossen. Nach Ägypten konnten wir wohl noch indische Truppen geschickt werden. Auch da wird man bedacht gewesen sein, keine Wohlannehaber zu nehmen. Aber einmal kommt dort die Verwendung nur gegen die einheimische Bevölkerung in Frage und, was mindestens ebenso in die Waagschale fällt, die klimatischen Bedingungen sind wenigstens für die aus Nordindien genommenen Leute nicht sonderlich verschieden von denen ihrer Heimat. Gegen unsere Truppen sind die indischen Regimenter von untergeordnetem Gesichtswert. Ich glaube, unierem Artilleriereferat würden auch die besten indischen Truppen nicht einen Augenblick standhalten. Weit schlimmer würde aber das Klima auf diese Truppen wirken. Jetzt, wo der Herbst einsetzt, würden diese Soldaten, die auch im Norden Indiens kaum je für längere Zeit wirklicher Kälte, vor allem nasser Kälte, ausgehört sind, einfach die Ligarette fressen. Im allgemeinen tragen sie kein schweres Gepäck. Wolke man ihnen noch besondere Schutzmittel gegen Kälte und Regen in Gestalt von Mänteln, Zelten usw. ausbilden, so würden sie verrotzen, und die Mittel würden auch nichts helfen. Nein, ich glaube nicht, daß Lord Kitchener als Höchstkommandierender in Indien so wenig gelernt haben soll, und er wird auch Indien nicht von Truppen entlassen wollen, deren Entsendung unter den heutigen Verhältnissen dort eine unerwünschte Aufmerksamkeit und ein Aufleben der gewaltsam etwas eingebämmten Agitation unter der Eingeborenen zur Folge haben würde.“

Die englische Marinemission verläßt die Türkei.

(Wiederholt, da nur in einem Teil der Auflage enthalten.)

WTB. Frankfurt a. M., 15. Sept. Die „Frankf. Ztg.“ meldet aus Konstantinopel: Die englische Marinemission mit Admiral Simpson an der Spitze, die schon seit längeren Wochen keinen Dienst auf der türkischen Flotte tat und nur noch in dem Bureau des Marineinspektors beschäftigt war, hat heute um ihre Entlassung aus türkischem Dienst nachgejuch.

„Deutschland kämpft für die Zivilisation“.

Eine bemerkenswerte Erklärung, die wieder einmal beweist, daß durchaus nicht alle Engländer von der unheiligen Allianz mit Rußland entzückt sind, veröffentlicht der gegenwärtig in Rom auf weilende britische Diplomat Sir Roger Caiment, dessen mannhaftes Einschreiten für die bedrängten Eingeborenen in den Gummibeständen am Konga und in Südamerika ja noch in Erinnerung ist. Sir Roger erklärte einem Vertreter der „Associated Press“:

„Ich belege diesen unglücklichen Krieg, aber ich glaube nicht, daß Deutschland der schuldige Teil ist. Deutschland hat den Kampf nicht gewollt, sondern muß für seine eigene Existenz Krieg führen. Es kämpft

für die europäische Zivilisation. Aufstand kann nicht beunruhigen, zu den europäischen Mächten gehört zu werden. Deutschland hingegen vertritt die Zivilität, die Kultur und die Mannestugenden der germanischen Rasse. Aus diesem Grunde genießen meine Sympathien den Deutschen und nicht ihren stiftlichen Nachbarn. Es ist ein Anblick, der einem das Blut zum Herzen dringen läßt, wenn man sieht, wie das deutsche Volk wie ein Mann aufsteht und gegen die erdrückende Übermacht das Schwert zieht. Die Größe dieser Tat sollte jedem Menschen in Europa einleuchten und die Welt in die Höhe heben. Die Stelle aus der Rede des deutschen Reichstagsmarschalls: „Nicht eure Herzen zu Gott schlaßen und eure Hände auf die Feinde“, da ward es mir klar, daß das deutsche Volk ein Recht hat, auf seinen Kaiser und sein Land stolz zu sein.“

Sir Roger Colemant, der diese Worte der Achtung und Sympathie für Deutschland gefunden hat, zählt in England zu den allerthätigsten Verwirklichungsbeamten und Diplomaten. Er war Generalconsul in Lourenco Marques (Portugiesisch-Nicarita), in den westafrikanischen Kolonien, in Guan (Französisch-Romero), im belgischen Kongo-Freistaat, in Haiti und San Domingo usw. Seit 1899 ist er Generalconsul in Rio de Janeiro.

## Die neuen Siegesdepechen.

Generalquartiermeister v. Stein soll — wie unsere Berliner Vertretung uns mitteilte — sich augenblicklich nicht im Hauptquartier befinden. Die Nachricht sollte uns über sein Schweigen beruhigen. Nun sind ja freilich die letzten Depechen nicht von ihm geschickt, aber — gut sind die Nachrichten trotzdem.

Wenn es in der heute früh bereits in einem Teile unserer Morgen-Ausgabe veröffentlichten Depeche (Wiederholung siehe Letzte Depechen) hieß: „Der auf dem rechten Flügel des Westheeres seit zwei Tagen stattfindende Kampf dehnte sich heute auch auf die nach Osten anstehenden Armeen bis Verdun aus“ — so heißt das doch nichts anderes als: Die Armeen des Kronprinzen hat bereits den Argonnen Wald passiert und hat mit dem rechten Flügel des an der Marne — oder richtiger am Grand Morin — kämpfenden Westheeres bereits Fühlung. Die Pause und die Zurückziehung des rechten Flügels nach den ersten Kämpfen wird nun erst ganz verständlich. Die Verstärkungen des rechten Flügels können nur von der Kronprinzen-Armee kommen, die — zwischen Verdun, das eingeschlossen ist, und Toul hindurchmarschierend — den im Kampfe stehenden Armeen die Hand reichte. Es kann sich dabei nicht allein um die Armeen des Kronprinzen handeln, sonst würde die Depeche nicht von „Armeen“ gesprochen haben. Es ist also gewiß, daß hinter der Armeen des Kronprinzen auch die Armeen des Herzogs von Württemberg sich nachziehen.

Daß der Durchbruch nicht ohne Kämpfe vor sich geht, ist verständlich. Da Verdun, nach allen früheren Nachrichten, einem starken Heere hinter seinen Forts Sitz geübt, so wird die Armeelieferung versuchen, durch Vorstöße gegen das Belagerungsheer und die durcheinanderstehenden Truppen die Befestigung des rechten Flügels der Westarmee zu hindern. Daß das nicht gelungen ist, geht aus der Depeche des Großen Hauptquartiers hervor. Darüber hinaus aber sind noch weitere Teilerfolge zu verzeichnen.

Die Zurücktreibung der Serben über die Save ist demgegenüber von geringer Bedeutung. Die Serben haben ihre Vorstöße über die Save ja gar nicht gemacht, weil sie irgendwelche Hoffnung hatten, Oesterreich zu schlagen; ihre Aufgabe — die ihnen von Russland zugewiesen ist — ist schon dadurch erfüllt, daß sie österreichische Streitkräfte festhalten und deren Verwendung gegen die russische Hauptarmee verhindern. Ob diese Streitkräfte Oesterreichs vor oder hinter der Save stehen, ist für die Hauptentscheidung gleichgültig. Immerhin ist für Oesterreich auch dieser Erfolg erfreulich.

## Paris ein großes Hospital.

Amsterdam, 16. September.  
Hier vorliegende Meldungen besagen: Die Kämpfe in Frankreich während der letzten Tage sind sehr heftig und sehr

## Feindliche Bettern.

Die Verwandtschaft unter den kriegsführenden Herrschern.

Nicht nur in Gesandtschaften hört die Verwandtschaft, hört die Freundschaft auf, wie man im Volke zu sagen pflegt. Weit mehr noch gilt dieser Satz in der hohen Politik und in den Beziehungen der Mächte. Während Bande des Blutes unter den Staatsoberhäuptern in Fragen, die den Lebensnerv ihrer Völker berühren, auch nur die geringste Rolle spielen, so würde die Welt heute im tiefsten Frieden leben, während in Wirklichkeit ein Vernichtungskrieg aller gegen alle entzweit ist.

Aber die Geschichte der Völker werden nicht mehr in den Familienstuben der Herrscher gelenkt, und es ist völlig wesenlos, daß die Monarchen der sich jetzt bekriegenden Nationen nach bürgerlichen Begriffen samt und sonders miteinander durch enge Blutsverwandtschaft verbunden sind. Das geht zu weit, daß die Russen angehörit der zahlreichen Verträge zwischen Mitgliedern der Häuser Hohenzollern und Romanow schon oft den für sie unheimlichen Umstand betont haben, die Angehörigen der russischen Herrscherfamilie hätten einen „loosel deutlichen“ Blut in den Adern, wie Kaiser Wilhelm II. Auch die Kronprinzessin Cecilie hat durch ihre Heirat eine neue Verwandtschaft zwischen dem deutschen und dem russischen Kaiserthum begründet, denn sie kammt in direkter Linie von dem Großvater des Zaren Nikolaus, dem dem Großfürsten Michael ab, der erst im Jahre 1909 gestorben ist. Er war verheiratet mit der Prinzessin Cecilie von Baden, und die älteste Tochter aus dieser Ehe, die Großfürstin Anastasia, die durch Heirat Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin geworden war, ist die Mutter unserer Kronprinzessin. Kaiser Wilhelm und Zar Nikolaus sind beide Enkel König Friedrich Wilhelms III., denn Zar Nikolaus I. war bekanntlich mit der Prinzessin Charlotte von Preußen, der ältesten Tochter Friedrich Wilhelms III., Schwester Kaiser Augusten I., verheiratet, die als Zarin den Namen Alexandra angenommen hat, aber stets in ihrem Herzen Deutsche geblieben war. Unter den deutschen Diplomaten am Hofe von Petersburg hatte sie einen besonderen Günstling, des Namens Otto von Bismarck.

König Georg V. von England und Kaiser Wilhelm II.

blutig gewesen. In allen Städten der Umgegend rund um Paris sind die Hospitäler überfüllt mit Verwundeten.

Paris ist ein großes Hospital. Allein durch Orleans sind einige Tage hintereinander ungefähr 7000 Verwundete täglich transportiert worden.

## Wahlkehr der von den Franzosen fortgeschleppten Frauen und Kinder deutscher Soldaten in der Elsch hin jetzt auf deutsche Eingreifen hin freigelassen worden, doch leiden sie noch sehr stark unter der unwürdigen Behandlung durch die Franzosen. Den erlittenen Strapazen ist ein fünfjähriges Kind erlegen. Eine der Frauen schied in der „Straßburger Post“ ihre Lebenszeit; Unterwegs begegnete ihnen 14 französische Armeekorps. Sogar Offiziere habende Frauen beschimpft. In Frankreich wurden sie ins Gefängnis gebracht, wo sie 16 Tage in unangenehmem Schmutz und ohne die geringsten hygienischen Einrichtungen verbrachten. Zu ihnen wurden fortwährend neue deutsche Frauen gebracht, die ebenfalls während des Transportes solche Leidenzeit durchgemachten.

Der neueste amtliche Bericht über die österreichischen Erfolge. Wien, 15. Septbr. Aus dem Kriegspressequartier es, mit sich gebend: Der Sieg an der Sugawa ermöglichte es, die in Sigalinen eingebrachten russischen Kräfte anzugreifen. Die bei Karow siegreich gewesene Armee setzte die Befolgung mit untergeordneten Kräften fort, um das Gros in der Richtung auf Lemberg zu gruppieren. Die Russen schienen einen Planlosig gegen Lublin vorzuziehen. Inzwischen war unsere hinter die Grodner Teichlinie zurückgeführte Armee am 5. September bereits über die Bahnhöhe Rawa-Ruska-Sornica hinausgelangt, löschte am 6. September bei Kirmil ein und trat am 7. September in einen ersten Kampf gegen starke nordwärts vorgeschobene feindliche Kräfte. Am 8. September begann auf der 70 Kilometer breiten Front Romanow-Rawa-Ruska unter allgemeiner Angriff, der bis zum 11. September erfolgreich war und im Süden nahe am Lemberg hergetragen wurde. Trophäen wurde eine Neugruppierung notwendig, weil der Nordflügel bei Rawa-Ruska bedroht war und frische, weit überlegene russische Kräfte vorzogen. Bei der östlich von Grodno angreifenden Division waren am 10. Septbr. die Erzherzöge Armees-Überkommandant Friedrich und Karl Franz Josef anwesend. In der fünfjüngsten Schlacht hatten beide Teile schwere Verluste. Bisher sind 41 000 Russen und 8000 Serben ins Innere abgehoben und über 300 Feldgeschütze erbeutet worden.

## Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.

n. Hofer, Generalmajor.  
Die Armee Brusslow in kritischer Lage.  
Wien, 15. Septbr. (Meldung des R. K. Korps-Bureaus.) Die Petersburger Telegraphen-Agentur wollte von 30 000 Kriegesgefangenen und 30 Kanonen wissen, die die Russen bei Lemberg erbeutet hätten. Im Gegenzug hierzu ist in den offiziellen Communiqués von russischen Generalstab vom 14. September nur von 8000 Gefangenen und 30 Kanonen die Rede, und es wird von den Russen zugegeben, daß die Armee des russischen Generals Brusslow sich in kritischer Situation befindet. Diese Befehdenheit beim Ausplaudern der Siegesnachrichten dürfte die Deffektivität davon überzeugen, daß man unseren offiziellen Nachrichten, die nichts beschnitten und nichts verhehlen, volles Vertrauen entgegenbringen kann.

## Diprenkens Wiederersehen.

Diprenken hat diesmal erfahren, was der Krieg bedeutet, wie kein anderes deutsches Land seit 100 Jahren. Die sinnlose Zerstörungswut, mit der die Russen gehaut haben, ist einzig himmelfreiend. Nach ein paar Ausnahmen, wo vielleicht deutsch-baltische Offiziere für materielle Aufführung gezeigt hatten, glaubte mancher schon, den

Christians I. von Dänemark geboren. Sie ist als Deutschenghlein reichlich bekannt, und das hat sie ja auch in jüngster Zeit erst wieder bewiesen. Sie befand sich beim Kriegsausbruch gerade auf der Durchreise in Berlin, wurde mit größter Höflichkeit bis zur Grenze geleitet und bedante sich näher für diese deutsche Zuverlässigkeit durch ausgiebige Schenkungen auf die ihr in Deutschland zugehörte, „rothe Behinderung“. Ihre Schwester Alexandra von Dänemark vermählte sich im Jahre 1870 mit dem Prinzen Albert Edward von Wales, dem nachmaligen König Edward VII. Sie ist demnach die Mutter des jetzigen Königs von England. Auch der Kronprinz von Montenegro, der mit der Partie unternommene ist, hat sich von jeher für ein wichtiges Glied der europäischen Fürstenfamilie gehalten, obwohl es mit seiner russischen Ehenbürtigkeit nicht weit her ist. Er hat deshalb, ähnlich wie der König von Dänemark, d. h. der Großvater des derzeitigen Dänenherrschers, Wert darauf gelegt, seine schönen Töchter in die Dynastien europäischer Großmächte einheiraten zu lassen. Während seine Tochter Helene heute die italienische Königsstrome trägt, ist die Prinzessin Wilha von Montenegro als Gemahlin des Großfürsten Nikolajewitsch in die russische Herrscherfamilie hineingekommen, gleich ihrer Schwester Anastasia, die mit dem einflussreichen Großfürsten Nikolus Nikolajewitsch vermählt ist.

In der großen europäischen Fürstenfamilie, deren Mitglieder sich an der Spitze ihrer Völker jetzt förmlich gegenübersehen, ist auch König Peter von Serbien, der durch Königsmord aus diesem Grunde hat auch große Widrigungen gemacht, um eine Verlobung seines Sohnes Alexander mit der Großfürstin Olga, der ältesten Zarentochter, zustande zu bringen. Erson erklärte man diese Verlobung für nahe bevorstehend, da schon der Krieg aus, und der Serbentöchter mußte seine hochfliegenden Pläne vertagen. Wer weiß, ob diese Heirat jemals zustande kommt! Denn Ausland dürfte seine Beschäftigungsergebnisse gegenüber reichlich teuer zu bezahlen haben, was das Verhältnis zwischen Wladimir Nikolaus und Peter von Serbien wohltheilich etwas erhellend dürfte. Im Gegensatz zum Hause Hohenzollern steht übrigens das österreichische Kaiserhaus den Fürstenfamilien der feindlichen Länder freundschaft gegenüber. Das ruht hauptsächlich daher, daß das Haus Hohenzollern (tatsächlich ist, und doch insofern seine Mitglieder weder in das protestantische Haus Hannover, das in England regiert, noch in das orthodoxen Romanow hineingeheiratet haben,

Feind im Osten moralisch über die heimtückischen Belgier und Franzosen erhaben zu sollen. Die jetzt einlaufenden Schilderungen, zum Teile amtlichen Charakters — so der von der „Kreuzzeitung“ abgedruckte Bericht eines Landesrates — räumen gründlich mit jener Mär von einer russischen Heeresmacht auf. Wenn auf den Höhen die Wölbjude förmlich mit Kräftepannung verfaßt, die Wölbjude geschüttelt, alle Räume mit Unrat besetzt sein zu werden, so sind das Anzeichen einer unwillkürlichen Soldaterei. Es ist fahlgelicht, daß ein vierter erschossen ist, weil er sich weigert hat, Auskunfts über deutsche Truppenbewegungen zu geben, also an seinem Vaterlande zum Verräter zu werden; und ein 55jähriger Amtsvorsteher, weil er ein Mädchen vor Notzucht geschickt hat.

Seht ihr hoffentlich ebnigültig das Schwerte überstanden. Die Russen dürfte es kaum gelingen, noch einmal in ein deutsches Land zurückzutreten, in dem sie 1/2 Million ihrer besten Truppen verloren haben. Genera l o b e r z o f v o n S i n d e n b u r g steht freigeit im Gouvernement Sawaiki, das schon einmal (1795—1806) in Europa reisen hieß und jetzt bereits wieder die gleiche Verwaltung bekommen hat. Die Söhne und Enkel der jetzt Heimgekehrten werden hoffentlich mit den Sorgen vor einer unmittelbaren russischen Nachbarschaft nicht mehr zu tun bekommen.

Die Regierung zu Wien hat ihren Geschäftsbetrieb bereits wieder aufgenommen. Auch der Eisenbahn-, Post- und Telegraphenbetrieb ist nach Rückkehr der Beamten auf ihre Stellen wieder aufgenommen; mag natürlich im Anfang noch manche Störungen vorkommen. Handel und Verkehr kommen wieder in Gang. Besichtig dürfte es bald im Regierungsbezirk Gumbinnen, der wohl am schwersten mitgenommen ist, gelingen, die Betriebe wieder zu eröffnen. Staatshilfe und private Sammlungen dürften bei richtigem gegenseitigen Uebersicht das Ziel erreichen, die Opfergaben in absehbarer Zeit zu wirtschaftlicher Selbständigkeit zurückzuführen. Ein neues und vielleicht ein vielfach schöneres Leben wird aus den Ruinen erblühen. Wieleicht hat die Zeit der Not auch ihr Gutes gehabt. Die Tatsache, daß auf die fernste deutsche Landstätt, die bis 1867 noch nicht dem Bundesgebiete zugeordnet war, mit heischem deutschen Lebensbild bespaart wurde, hat sie dem deutschen Herzen für alle Zeiten treuer gemacht und ein engeres Band des Gemeingeistigs auch zu diesem dem Westen und Süden sich unbekanntem Bruderstamm hinübergeschlungen.

## Briefe aus Tiffl.

Während Diprenken förmlich vom Pregel bereits vollständig von den Russen geräumt ist, waren bisher bestimmte Nachrichten über das Schicksal der nördlich vom Pregel anässigen Bevölkerung nicht zu erlangen. Einem Privatbriefe entnehmen wir nun:

11. September.

Heute erhielt ich eine Karte von N. aus Königsberg, die von Flüchtlingen aus Tiffl gehört hat. Die Russen haben regelrecht in Tiffl Besitz ergriffen, doch zeigt sich der Gouverneur höflich und freundlich und bezaubert auch alles, was seine Leute brauchen. Allerdings hat er die Tiffl gemacht: ein P und N leicht 20 Pf. Salz 2 Pf., Petroleum 5 Pf. Es wurde kein Eisenwerk befestigt, aber drei Viertel von ihnen sollen gelassen sein.

Ueber die

## Schredensstage in Tiffl vor dem Einrücken der Russen

geben drei Briefe Kunde, die vor der Besetzung Tiffls durch die Russen geschrieben, bei der Adressatin aber erst am 7. September eingetroffen sind.

In dem ersten heißt es u. a.:

Donnerstag, 20. August.

Dieser Brief ist zu traurig. Die Unfreien haben in dieser Nacht bei Krampflichten starke Verluste gehabt. Heute sollen viele Truppen zur Verstärkung gekommen sein. Wenn unsere Truppen unterliegen, ziehen die Russen bei uns in Tiffl ein. In der Stadt herrscht eine große Panik. Sie hat schon in der Nacht angefangen, wo die Situation sehr kritisch gewesen sein soll und viele Verwundete ankommen. Wir wußten gar nichts. Weiter aber hatte ich nur gehört, daß eine Bank ihre Werte abgeschickt hat. Ein wenig lebhafter

Königin Maria Theodorovna, wurde im Jahre 1847 als Prinzessin Dagmar von Dänemark, Tochter Königin

als sonst war es ja auch in unserer Straße, aber wir konnten  
tragheim ein. In der Nacht um 2 Uhr hörten wir, wie jemand  
sagte, daß Ragnit geräumt würde. Dann hörten wir Schritte  
auf dem Boden. Schwelzer E. ging nachhinein. Es waren  
Hausbewohner, die ihre Sachen packen, um heute früh ab-  
zufahren. Ein großer Teil der Einwohner hat  
Tilfit verlassen. Die Konten und viele Geschäfte,  
auch die Kolonialwarenläden, sind geschlossen. Der Postver-  
kehr ist eingestellt. Man wartet auf die Entschiedenheit der  
heutigen Tag bringen soll. Alle mündlichen Berichte stimmen  
darin überein, daß die Russen groß gewesen sind und daß  
das an der großen Ueberzahl der Russen liegen haben soll.  
Gewichte sollten wissen: Die ganzen Verteidigungsrichtun-  
gen sollen an die Russen verraten sein. Dabei hätten die  
Russen auch nicht den fützigen Weg über Tauraggen gewagt,  
sondern seien über Schmaleningen und Ebdäfen ge-  
kommen. Man kann es sich nicht vorstellen, wie ein Mensch  
es fertig bringt, sein Vaterland in einer solchen Bedräng-  
nis zu verraten. Gestern die Stabsbotschaft von den Japa-  
nen; es ist, als ob sich alles verschworen hat, Deutschland  
zu verrichten. Für uns ist es recht schwer, bei so vielem  
Jammer nutzlos und untätig zu bleiben. Die armen Ver-  
wundeten werden ja wohl gut versorgt werden, da der An-  
drang zum roten Kreuz so groß gewesen ist. Wir haben  
uns erboten, auch Verwundete aufzunehmen und sollen Ver-  
wundete erhalten. Der beste Chirurg, Dr. Leng-  
nig, soll mit Dr. Westphal nach den Russen bei  
genommene sein. Man sah gestern so viele verwunde-  
te Frauen auf der Straße; der ganze Lager war von Flücht-  
lingen voll, die aus Ragnit und der Umgebung nach Tilfit  
gekommen waren. Gestern soll bereits am Vor-  
mittag geräumt sein, abends sollten die  
Leute wieder nach Ragnit zurück, um Einquar-  
tierung aufzunehmen. Die Schwägerinnen einer Bekannten  
aus Stallupönen haben in der Nacht Stallu-  
pönen verlassen müssen, das von der Mil-  
tärbehörde geräumt wurde. Sie sind nur bis  
Insterburg gekommen, da hat die weitere Beförderung auf-  
gehört.

28. August.  
Ich schreibe an Dich, ohne Hoffnung, daß mein Brief be-  
rücksichtigt wird. Wenn die Leute auf der Straße die Wahr-  
heit sagen, so ist das Schreckliche eingetroffen, Tilfit dem Ein-  
zug der Russen preisgegeben.

29. August.  
Was ist das heut' für eine frohe Stimmung nach all der  
Sorge. Gestern wurde uns mitgeteilt, daß wir bei Gunt-  
tinnen gefesselt haben, aber was für eine bange Stimmung  
war dem vorangegangen. Es gibt auch Leute, die falsche  
Nachrichten in die Menge tragen mit großem Geschrei, solche  
werden abgefaßt. Es kommt viel Komisches dabei zu-  
gebracht. Oberbürgermeister Wohl hat die Leute überführt und gesagt:  
"Ich bin ja auch hier mit meinen Dächern." Da haben  
einige Leute erklärt: "Er hat gar keine Dächer." Um zu  
beweisen, daß er Lügner ist, ist der Oberbürgermeister am  
Nachmittag langsam mit ihnen durch die Straßen gefahren.  
Aber ich mache Dir lange Beschreibungen von Nichtigkeiten,  
dabei habe ich doch innerlich in diesen wenigen Tagen soviel  
erlebt. Wir waren auf alles gefaßt (wir können auch jetzt  
noch nicht triumphieren, der Krieg ist ja aber weiß wie lange  
noch nicht zu Ende), aber gewohnt habe ich mich erst, wie  
wir die Siegesnachricht bekamen. Dürfen wir  
eigentlich froh sein, wir haben doch so viele gute gesunde  
Menschen verloren?

24. August.  
Seute sehen wir die Welt wieder mit anderen  
Augen an. Die Stimmung wurde schon besser, als Herr  
K. am Nachmittag kam und Zeitungen und  
Dopelchen brachte, die berichten, daß unsere Sache  
auf dem Schlachtfeld nicht ungunstig sehe.  
Dazu die Siegesnachrichten von Frankfurt. Wie wir schon  
schlafen gegangen waren, meldete uns Herr K. den Sieg  
bei Gumbinnen und daß eine russische Einquartierung  
nicht mehr zu befürchten wäre. Am Vormittag war uns  
recht schlecht zumute gewesen. Ich war zuerst zu Es ge-  
gangen, die die auf der Straße gehörten Nachrichten be-  
stätigten, daß Tilfit preisgegeben sei und kein  
einziges Soldat sich in Tilfit befindet. Trotz-  
dem wir voraussetzten, daß auch die Verwundeten abge-  
schoben werden, gingen wir doch noch nach der Seilschaft.  
Die Oberbürgermeister sagte, daß alle Schwerver-  
wundeten mit dem Dampfer fortgeschickt  
würden und sie nur einen russischen verwundeten Offizier zu-  
rückbehalten hätte. Ich ging durch die Stadt nach Hause.  
Unterwegs wurde ich von Rechtsanwält K. angeprochen:  
Wir würden doch auch Geld brauchen, darum wolle er uns  
das in der Kasse befindliche Geld zur Verfügung stellen. Da  
Schwelzer L. am Morgen Herrn K. abgefangen und von ihm  
200 Mark erhalten hatte, war ich nicht sehr erbaud über den  
Vorfall. Aber der Rechtsanwält schien das Geld gern  
loswerden zu wollen. Er meinte: "Das Geld ist bei  
mir nicht sicherer als bei Ihnen. Sie müssen  
sich Wertede machen. Ich verwarde das Geld  
auch nicht in meinem Geldschrank." Nachher  
haben wir uns immer den Kopf zerbrochen, wo wir das Geld  
verstecken könnten: in einer Wandbrise, im Kofett, im Tisch-  
fuß, auf dem Balkon usw. Wir können uns nur freuen, daß  
wir mit Gelbmitteln versehen sind. Andere Bekannte sollen  
sich in Verlegenheit sein, da sie ihre Zinsen nicht bekommen  
sind ihre Verpfaundung verdrückt haben. Die Panik war am  
Freitag abend und am Samstag (21. und 22.) noch nie  
so groß als am Donnerstag, die Ragniter wollten  
zum zweiten Male Ragnit räumen müssen  
und kampieren auf dem Lager (Wesermattplatz  
in Tilfit). Zwei Frauen sollen dort ertrunken worden sein.  
Dann kam die Räumung des Magazins und der Lazarett.  
Selbst manche höheren Beamten sind koplos geworden. Aus  
unserem Hause und der Nachbarschaft sind auch viele ge-  
flüchtet. Sehr amüsiert haben wir uns über A.S. die zu  
Verwundeten nach Rappinen führen, diese dort doch nicht  
entrafen, da sie auf der Flucht nach Tilfit waren. Überall  
hört man jetzt von Flüchtlingen sprechen; sehr viele werden  
ihren Entschluß sehr bereit haben, denn es soll ihnen teilweise  
sehr schlecht gehen. 6000 Menschen haben bei

Tilfit auf dem Feindes Lager campieren müssen, weil  
die Jüge Militär befürchten haben. Rechtsanwält K. meinte,  
daß von dem Schlachtfeld keine Russen zu erwarten wären,  
aber früherer Nachschub von Tauraggen. Dort sollen nach  
neueren Mitteilungen jedoch keine Russen gehen. So sind  
wir auch — preisgegeben — bisher gar nicht unbedeutend ge-  
blieben und es ist einem ganz fonderbar, gar keine Soldaten  
zu sehen, eine Wagen mehr an den Brücken — man kann  
wieder unbehindert spazieren gehen.

Am Tage darauf wurde Tilfit bekanntlich von den Russen  
besetzt. Der eingangs mitgeteilte Brief läßt die Hoffnung  
offen, daß Tilfit einen anständigen Gouverneur erhalten hat  
und inwieweit von den Grenzen, die von den Russen so  
diesmal verläßt worden sind, verkehrt blieb. Doch ist —  
wie erwähnt — bisher noch keine Nachricht darüber hierher  
gelangt, ob die Russen, die sich nach Insterburg ziehen  
dort nicht halten können, abgezogen sind und in welchem  
Zustande die Stadt zurückgeblieben ist.



### Kriegsbriefe aus dem Osten.

(Unberechtigter Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.)  
Die Schlacht von Allenberg-Nordenburg-Angerburg.  
Von unserem zum Dithmarscher entsandten  
Kriegsberichterstatter.

Rastenburg, 10. September.  
Unsere im Osten verfügbaren Kräfte waren vom 6. an  
gegen die Stellungen der russischen Armee Nennkampfs-  
angeseht. Ungefähr auf der zweiten Linie von Allenberg  
nach Nordenburg bis Angerburg führten die russischen  
Kräfte mit starken Reserven von Insterburg und der Ver-  
bindungslinie nach Tilfit. Aufsteigend war der nördliche  
russische Flügel besonders stark. Die deutsche Armeeteilung  
hatte eine Jangse gelegt, indem sie starke Truppenmassen über  
Angerburg hinaus durch die Senkette zeitlich gegen den  
südlichen russischen Flügel vorgehen ließ. Die deutsche  
Kavallerie war in den Rücken der Russen angeseht. Anzu-  
nehmen war, daß auf dem rechten russischen Flügel die völlig  
unwegbaren Wälder des Frisching die Operationen sehr er-  
schweren würden.

Das war, groß unrichtig, die allgemeine militärische  
Lage, als wir am Donnerstag früh auf der Rastenburger  
Straße nach dem südlichen Flügel des Schlachtfeldes zuben,  
in der Richtung auf Drengrutz, wo von demutlich das Ein-  
wirken des Flankenangriffs zu beobachten war.

Ein sonniger Frühherbstmorgen mit leichtem Wind, der  
die ersten gelben Blätter der noch sommergrünen Bäume  
flattern ließ. Scharfer Trab auf der guten Provinzstraße,  
der selbst das unbedeutliche Rattern der Munitionskolonnen  
nichts hat, unablässig hören. Die Frischingslager auf Seiten  
des Weges, wie wir sie nun schon seit vierzehn Tagen in Ost-  
preußen kennen.

Nach ein paar Stunden begegnet uns ein Trupp ge-  
fangener Russen, dreißig, vierzig. Sie zeigen andere Hal-  
tung als die Jorden, die vor einer Woche bei Hohensien  
an uns vorbei getrieben wurden. Bei zweien kann ich die  
Achselklappe erkennen, 101 und 102. Es handelt sich also  
um Truppen der 26. Division in Gredno, ein paar Kavalle-  
rischen sind auch darunter. Sie haben nicht die hilflosen,  
stammigen Augen der Gefangenen, die ich bisher sah. Es  
liegt Trost und Scham in ihrem Ausdruck.

Weiterwagen mit verwundeten deutschen Soldaten fahren  
vorüber, sie sind still und scheinen vor allem darüber wie  
empört, daß gerade sie die Russen nicht bis zum Ende der  
Schlacht prägen dürfen. Sanitätspunkte mit dem roten  
Kreuz auf weißen Fahnen stehen auf freiem Felde in kleinen  
Kolonnen.

Wir nähern uns dem Schlachtfeld. Es ist, als ob man  
es fühlen könnte. Zwischen Eisburg und Wildbach sehen  
wir an der Sorzonslinie, bis zum letzten Hügel begrenzt  
ist, kleine schwarz umrissene weiße Hügel aufsteigen. Sie  
steigen schnell in das weisse Blau des düsternen Himmels  
hinauf, neun weiße Kreise bilden sich. Das sind deutsche  
Batterien. Wir haben angestrengt, aber der jetzt ziemlich  
starke Wind macht den Schall nach der anderen Richtung  
tragen. Die weißen Wolken folgen sich jetzt ein paar Mi-  
nuten lang mit großer Schellenheit, und plötzlich steigen in  
der Ferne mächtige Rauchföhnen empor, die sich weit hinein  
in den Himmel schwingen. Engelsteile, auf dem rechten russi-  
schen Flügel, scheint in Brand geklopft zu sein. Wir wissen

es nicht, aber man kann das den weißen und schwarzen  
Wolken wie aus einer gemaltigen Schrift lesen, die die  
Schlacht an den Himmel schreibt.

Ganz von selbst gehen unsere Pferde schneller. Jetzt,  
jetzt ist das Donnern der Geschütze zu hören, bald fährt das  
tödliche harte Geräusch über jedes Wort. Man hat das Ge-  
schütz, als ob der Wagen leise schickte. Wir halten an dem  
neuen Kirchhof von Drengrutz; ein paar hundert Meter vor  
uns sehen wir eine schwere deutsche Batterie im Feuer. Ich  
habe den Feuerstrahl aus dem Schwenker zuseh. Die Munitionskolonnen  
steigen rauchgeschützt hinter den Erdwällen. Es wart der  
letzte Schuß der Batterie aus dieser Stellung. Im gleichen  
Augenblick kommt der Befehl zum Positionswechsel. Die  
schweren Gänge preisen den Berg hinauf, in einem Nu stehen  
die mächtigen 15-Zm.-Schützen hinter ihren Protzen. Die  
sechs Pferde ziehen an, die Weissen fahren leicht und in  
vollem Galopp geht es hinunter und — vorwärts. Wir  
rollen vor!

Ich gehe die paar Schritte weiter bis zum Hügelende,  
rechts an dem dort haltenden Karossite vorbei und stehe  
auf der Höhe des alten Kirchhofes. Ungeheuer entrollt sich  
vor meinen Augen das Panorama des Schlachtfeldes. In  
weitem Halbkreis lobern Dörfer und Gehöfte in hellen Flä-  
chen. An allen Punkten des Horizontes ziehen schwarze  
Schwaden, die der Wind dreht zur Seite legt. Man sieht  
deutlich trotz der Sonne, die durch den Dunst glüht, die roten  
springenden Feuer. Oben geht Tiergarten in Flammen auf.  
Es scheint die Folge der Arbeit unserer Hauptbatterie  
zu sein; Kohlenstein brennt, Brimmonen brennt.

Längs der Lifer des Reihauerwees zu unseren Füßen jagt  
deutsche Artillerie nach vorn. Sie durchquert das breite Tal  
und bald sieht man sie nördlich des Hügels 150, des Juch-  
berges, in Stellung gehen. Deutlich erkennt man die sechs  
feuernden Geschütze und sieht, wie die Munitionskolonnen  
hinter dem Hügel in Deckung gehen. Da fliegen über dem  
ganzen Fußbergend und den schwarzblauen Rauchschwaden  
helle, weiße kreisrunde Wölken. Eins, zwei, drei — man  
zählt deutlich acht weiße Wolkengelben, die scheinbar dicht  
vor unserer Artillerie fliegen. Die Wolken bekommen einen  
Augenblick — ein Wimperaugen dauert sich länger — einen  
schwarzen Rand an ihrer unteren Seite, dann sind sie ver-  
schlungen. Russische Schrapnells, die vorläufig viel zu hoch  
und zu weit von der deutschen Batterie explodieren. Bald  
sind die Russen aber eingeschlagen, und scheinbar über unser  
Batteries flackert die weißer Regen, aus denen die Eisen-  
schüsse niederstürzt. Jetzt feuern unsere Geschütze stärker.  
Der Himmel scheint in Brand zu stehen, der Horizont dehnt  
sich nach hinten, weil immer neue Dörfer aufstammen.

Durch das Fernglas sieht man schwarze Punkte weit von  
einander entfernt über die Felder sich vorwärts bewegen.  
Es ist die weit auseinander gezogene deutsche Infanterie,  
die scheinbar außerordentlich schnell vorrückt. Viel zu hoch  
über ihren Reihen zerplagen unaufhörlich russische Schrap-  
nells. Man hört von Norden her Kleingewehrfeuer, das  
bald verstummt. Um 1 Uhr 45 Min. hat das russische Schrap-  
nellfeuer seinen Höhepunkt erreicht. Fünf Minuten vor  
2 Uhr zieht eine Pause ein, die noch einmal kurz unterbrochen  
wird. Um 2 Uhr 15 Min. hört das russische Feuer auf.  
Unsere Truppen rücken vor, unheimlich schnell. Es macht  
sich die Einwirkung unseres Flankenangriffs, weit hinter  
den Berg hergeführt, bemerkbar. Es ist nicht möglich, den  
Wert des gelobenen Kampfes abzuschätzen. Mit einer un-  
abhängigen Freude, die langsam wie Feuer emporsteigt und das  
Herz schlagen läßt, stellt man nur fest, daß die Russen dor-  
t. Das Resultat dieses Teilerfolges, sein Gewicht in  
der ganzen mächtigen Schlacht kann erst später abgewogen  
werden.

Wenn diese Feilen gebrochen sind, hat der antilige Draht  
sich das Endresultat verdrückt. Während wir durch den  
Kolonnenhaufen, der die Sonne wie dicker Nebel tafelfast  
nicht durchdringen läßt, in unser Quartier fahren, hat sich  
die Entscheidung, der wir zum Teil beizuhelfen durften, schon  
vollzogen. Denn auf im Zentrum haben die Russen bei  
Nordenburg nachgeben müssen, und sie werden in völliger  
Flucht auf den Nemen zurückgehen.  
Stippen kann aufzählen.

Rolf Brandt, Kriegsberichterstatter.

### Vermischtes.

Falsche Behauptungen. Es ist in verschiedensten Zusammen-  
setzungen die Nachricht verbreitet worden, daß die in Deutschland ansässige  
Dunlop-Gummi-Gesellschaft den englischen Behörden den Betrag  
von 21000 Mark überweisen habe. Wir werden gebeten, an er-  
klären, daß hieran kein wahres Wort ist, und daß die Dunlop-  
Gummi-Gesellschaft zu Danzig am Main folgende Spenden  
gemacht hat: Dem roten Kreuz zu Danzig und Frankfurt a. M.,  
eine freiwillige Sanitätskolonne besteht vorerst den Betrag  
von 5000 Mark, Gummiwäanne aus Vaazert und Militär-  
speisen im Gesamtbetrag von 5000 Mark, darunter nicht weniger  
als 1000 sogenannte Feldküchen für die Hanauer Regi-  
ment. Ferner hat die Firma zu Vaazertweden ihre neue  
Kantine zur Verfügung gestellt, in welcher unsehr achtzig  
Betten aufgestellt werden können. Den zur Fahne eingetragenen  
Beamten wurde das Monatsgehalt für August ausbezahlt und  
den Beurlaubten derselben gleichzeitig zugesandt, das ihren  
Frauen bis auf weiteres je nach Länge der Tätigkeit des Betreffen-  
den in der Firma bis zu 50 Proz. des Gehaltes pro Monat weiter  
ausbezahlt wird. Alle Frauen der ins Feld entzogenen Ar-  
beiter erhalten die Hälfte der monatlichen Unterhaltung für sich  
und jedes der Kinder am Ende eines Monats ausbezahlt. Dem  
roten Kreuz hat die Deutsche Dunlop Co. für die Dauer des  
Krieges zwei ihrer Automobile, darunter eines unter Führung  
des Direktors, Herrn M. Bräuning, der sich vollständig dem Dienst  
der freiwilligen Sanitätskolonne zu Frankfurt am Main gewidmet  
hat, zur Verfügung gestellt. Es dürfte weiter, interessieren zu  
hören, daß die Deutsche Dunlop Co. von ihren 1200 Beamten und  
Arbeitern zurzeit noch ca. 550 beschäftigen kann, da sie durch  
andere Aufträge seitens der Heeresverwaltung noch für längere  
Zeit auf beschäftigt ist.

Verantwortlich für den politischen Teil: Siegfried Dö-  
ber für den örtlichen Teil, für Provinzialnachrichten, Gericht, Handel:  
Eugen Brinckmann; für den öffentlichen Teil, für den öffentlichen Teil:  
Karl Baer; für den öffentlichen Teil, für den öffentlichen Teil:  
Druck und Verlag von Otto Döberl, Gemäßig in Halle.  
— Verantwortlich an die Geschäftsstelle, für den öffentlichen Teil:  
sind stets an die Geschäftsstelle, der „Saale-Zeitung“, nicht  
an einzelne Redakteure zu richten.

# Zeichnet die Kriegsameln!

# Amtliche Aufklärung über die Deutsche Dunlop Gummi-Co.

Mehrere deutsche Gummifabriken geben — natürlich nur ihrem patriotischen Drange folgend — in den Zeitungen bekannt, dass die seit nunmehr 21 Jahren in Hanau ansässige Deutsche Dunlop Gummi-Kompagnie Aktiengesellschaft keine deutsche, sondern eine englische Firma sei, weil der grösste Teil des Aktienkapitals sich in englischem Besitz befinde und die Aufsichtsratsstellen ausschliesslich mit Engländern besetzt seien.

**Im Interesse eines blühenden Industriezweiges  
und damit unserer Stadt stellen wir fest, dass**

1. bei Ausbruch des Krieges von den ungefähr 25 leitenden Persönlichkeiten des gesamten Betriebes einschliesslich des Vorstandes, der Prokuristen und Filialleiter **ein einziger** englischer Untertan war,
2. die Firma zuletzt neben 2 in untergeordneter Stellung befindlichen Engländern zirka 1200 ausschliesslich deutsche Beamte und Arbeiter beschäftigt hat, die in dem Werk eine lohnende und gesicherte Existenz gefunden haben,
3. die Gesellschaft ein grosses Kapital in Bauten, Maschinen usw., die ausschliesslich von deutschen Firmen ausgeführt sind, hier angelegt hat,
4. die Firma alle ihre Betriebsmaterialien von den gleichen oder ähnlichen, wo angängig deutschen, Firmen bezieht, wie diejenigen Gummifabriken, die die oben erwähnte Erklärung erlassen haben.

**Daraus ergibt sich, dass der Nutzen, den Deutschland aus dem Unternehmen gehabt hat und noch ständig hat, erheblich höher anzuschlagen ist, als der Nutzen, der in der Form von Dividenden nach England geht.**

Widersinnig ist die Verdächtigung, dass die Geschäftsleitung „rechtzeitig, also vor Beginn des Krieges, von ihrem englischen Stammhause bezüglich der in England bestehenden Kriegsabsicht einen Wink erhalten haben muss und sich deshalb rechtzeitig mit Material decken konnte“. Hätte die Geschäftsleitung Kenntnis von dem bevorstehenden Kriege gehabt, so hätte sie sich vernünftiger Weise nicht mit Rohmaterial versehen dürfen, da sie dies ja damit den Feinden Englands in die Hände gespielt hätte; sie hätte vielmehr Rohmaterial, Halb- und Ganzfabrikate ins Ausland schaffen müssen, was sie nicht tat, **sodass die Heeresverwaltung von ihr allein an fertiger Ware für 700 000 Mark übernehmen konnte.** Die Heeresverwaltung gab dabei die ausdrückliche Erklärung ab,

**„dass der Weiterbetrieb der Fabrik durchaus im Interesse der Landerverteidigung gelegen sei“.**

Endlich hätte die Gesellschaft diejenigen Gelder, welche sie in den letzten Monaten als Bankguthaben angesammelt hatte (mehr als eine halbe Million), ebenfalls ins Ausland schaffen müssen, während sie solche bei deutschen Banken angelegt hat, wo sie heute noch liegen.

Die Behauptung, dass die Firma sich rechtzeitig mit Rohmaterial gedeckt habe, ist aber auch falsch, indem einmal der Bestand an Rohgummi Ende Juli 1914 im Verhältnis zum Umsatz nicht höher war, als in derselben Zeit des vergangenen Jahres und ferner die Firma am 25. und 28. August 1914 sich mit Rohgummi zu bedeutend erhöhten Preisen eingedeckt hat, woraus ebenfalls hervorgeht, dass sie bei Ausbruch des Krieges nicht über besonders grosse Mengen von Rohmaterial verfügte.

Tief zu beklagen wäre es daher, sowohl im Interesse unserer Stadt als der deutschen Beamten und Arbeiter der Dunlop-Gesellschaft, wenn es den Konkurrenzfirmen, was ihnen durch die Güte ihrer Ware bisher nicht gelungen ist, durch Aufpeitschung des Nationalitätenhasses gelingen sollte, die Konkurrenz der Deutschen Dunlop Gummi-Kompagnie aus dem Felde zu schlagen.

HANAU, den 9. September 1914.

Der Magistrat der Stadt Hanau.  
Oberbürgermeister Dr. Gebeschus

Der staatlich bestellte Aufsichtskommissar.  
Dr. W. Heraeus.